

Kanonisierungspraktiken

Marco Lorenz

1. Was soll man lesen?

»Nur in sehr wenigen Fällen wird es dem Studirenden erlaubt sein, blos zu seinem Vergnügen oder zum Zeitvertreib zu lesen. Gegen das schädliche Romanenlesen muß man warnen, weil dadurch die Einbildungskraft erhitzt und der Mensch gewöhnt wird, Spiele der Phantasie [...] für Arbeit zu halten« (Kiesewetter 1811: 176).

Mit diesem Hinweis eröffnet der Philosoph Johann Gottfried Kiesewetter einen Abschnitt »Über zweckmäßige Lectüre« (ebd.) und die Frage danach, *was* und *wie* gelesen werden soll, auf die er den angehenden Studierenden im Zuge seiner Hodegetik, einer historischen Form der Studieneinführungsliteratur vergleichbar mit heutigen Studienratgebern, eine Antwort geben will. Die grundlegenden Fragen zu Kanonbildungen, die sich in diesem Zitat finden, scheinen dabei zeitlos gültig zu sein. Die Aufgabe einer Beschränkung von als lesenswert gesetzten Texten wird hier an der Frage der zur Verfügung stehenden Zeit im Studium verhandelt, so dass von einer Lektüre zur reinen Unterhaltung abgeraten wird. Das Grundproblem, das Kanons lösen sollen, nennt Simone Winko aus literaturwissenschaftlicher Perspektive: »Kein Mensch kann alle literarischen Texte lesen« (Winko 2002: 12). Ein Kanon ließe sich demnach als eine Strategie beschreiben, die für einzelne Disziplinen, Formen oder Diskurse eine Auswahl von Texten oder Wissensbeständen vornimmt¹, die den informierten Austausch aller Beteiligten erleichtert oder überhaupt erst ermöglicht. Mit Ludwik Fleck gesprochen bildet ein Kanon damit eine Grundvoraussetzung für die Bildung eines »Denkkollektivs« (Fleck 1980: 54f.). Dass die Bildung von Kanons und deren Ausgestaltung, Erweiterung und Aktualisierung immer wieder Gegenstand von breit geführten Debatten ist, ergibt sich aus Winkos zweiter Prämisse: »Menschen tendieren zu sinnbesetztem Handeln« (Winko 2002: 12). Die Auswahl der kanonisierten Texte erfolgt also nicht arbiträr, sondern wird anhand von Kriterien bestimmt, die jedoch häufig opak bleiben. »Der Kanon ist ›gemacht‹ und hat in mehrfacher Hinsicht etwas mit Macht zu tun. [...] Anders als

1 Einen ersten Überblick über die vielfältigen Perspektiven der Kanonforschung, der hier nicht gegeben werden kann, bietet das *Handbuch Kanon und Wertung* (Rippl/Winko 2013).

die offiziellen Kanon-Erklärungen vermuten lassen, scheint ein Wissen darüber verbreitet zu sein, was kanonisierungswürdige Texte auszeichnet« (ebd.: 9f.). Obwohl der Begriff *Kanon* häufig als Singularetantum verwendet wird, bleibt doch vage, wie sich ganz praktisch verschiedene Kanons heraus- und abbilden. Im angeführten Beispiel legt Kieseewetter fächerübergreifende Listen zu allgemeinen Themen an, erstellt darüber hinaus spezifische Empfehlungen für zahlreiche universitäre Disziplinen und trägt so aktiv zur Kanonbildung bei. Die bloße Kenntnis der Listen scheint ihm jedoch auch nicht ausreichend: »Der Studierende wird wohl thun, wenn er bei der Wahl der Bücher zu seiner Lektüre einen fachkundigen Mann zu Rathe zieht; weil die in den literarischen Hilfsquellen angezeigten Bücher oft gar nicht, oft nicht richtig beurtheilt sind« (Kieseewetter 1811: 193). Wie also eine Auswahl aus verschiedenen (konkurrierenden) Kanons getroffen werden kann, bleibt damit ein nicht näher beschriebenes Erfahrungswissen.

2. Ka-nons, Plural

Spätestens hier muss also auch deutlich werden, dass Kanons analog zu gesellschaftlichen Entwicklungen einer Dynamik ausgesetzt sind, die »Ausdruck und Medium jenes Wertewandels [ist], der mit dem sozialen Wandel, dem Prozessieren der Strukturen und Funktionen von Gesellschaft einhergeht« (Willems 2001: 227). Diese Pluralität des Kanons manifestiert sich in zweifacher Hinsicht: Einerseits synchron durch parallel existierende, unterschiedliche Kanons in verschiedenen sozialen, kulturellen und disziplinären Kontexten einer pluralen Gesellschaft; andererseits diachron durch die historische Transformation kanonischer Bestände über die Zeit hinweg. Beide Dimensionen der Pluralität – die gleichzeitige Vielfalt und der zeitliche Wandel – verweisen auf die grundlegende Virtualität des Kanons. Dennoch erscheint die Vorstellung eines monolithischen Kanons, der bis zu einem gewissen Grad einen Allgemeingültigkeitsanspruch erheben kann, das bestimmende Bild in öffentlichen Diskussionen und einigen Beiträgen aus der Kanon-Forschung zu sein, wie ein Einwand von Karl Eibl verdeutlicht: »Mehrere gleichzeitig geltende Kanones sind so etwas wie mehrere Päpste« (Eibl 1998: 61). Die postulierte oder angenommene Singularität *eines* Kanons lässt sich als ein Projekt beschreiben, dessen Zielsetzung mit der ständig wachsenden Zahl an Texten und sich in Bewegung befindlichen Wissensbeständen nicht bloß unerreichbar scheint, sondern auch unvereinbar mit einem angestrebten Ideal pluralistischer Gesellschaften und damit verbundenen vielfältigen Perspektiven bleiben muss. Auch wenn die Kanonforschung inzwischen häufig von einem eher funktionalen Kanonbegriff ausgeht, der stark auf die Dynamik kanonisierter Wissensbestände und Texte abzielt, greift der beständige Versuch, *den Kanon* in seiner Wandelbarkeit zu beschreiben, doch häufig zu kurz, um die strukturellen Merkmale von Kanonisierungsprozessen zu untersuchen.

Im Folgenden soll der Kanon als virtuelles Phänomen begriffen werden, dessen Struktur sich in verschiedenen Kontexten erkennen lässt und dessen Erscheinungsformen auf Vielfalt und Varianz angelegt sind. Dieser Ansatz geht über Machtprozesse der Kanonbildung (vgl. Curtius 1948) hinaus: Konkrete Kanonfassungen verweisen stets über sich selbst hinaus – als Aktualisierungen eines virtuellen Prozesses, der die Frage aufwirft, wie das Exemplarische etwas Allgemeineres repräsentieren kann.

3. Aktualisierter Kanon

Um das Verhältnis zwischen verschiedenen – auch gleichzeitigen – Kanontraditionen und einem eher monolithisch gedachten Kanon zu beschreiben, ließe sich eine Vorstellung von Virtualität aufrufen, die sich nicht in digitalen Strukturen moderner Datenverarbeitung oder VR-Anwendungen erschöpft, sondern vielmehr die Wirkmächtigkeit von Phänomenen beschreiben kann, deren vorrangige Eigenschaft eine paradoxe Form von Abwesenheit bei gleichzeitiger Wirksamkeit ist, nach Peirce »etwas, das nicht X ist, aber die Wirksamkeit (virtus) eines X besitzt« (Peirce 1920: 763). Mit Miriam Engelhardt gesprochen ließe sich die Differenzierung zwischen Virtualität und Aktualisierung von Gilles Deleuze als methodische Grundlage heranziehen: »Die Funktion der Begriffe des Virtuellen und Aktuellen bestehen [...] darin, bei der Beschreibung von Entstehungsprozessen deren tatsächliche Unbestimmtheit und Unvorhersehbarkeit mitreflektieren zu können« (Engelhardt 2008: 56). Nimmt man nun darüber hinaus an, dass der Entstehungsprozess des Kanons als persistent unabgeschlossen betrachtet werden muss, ließe sich der Versuch unternehmen, ein Phänomen zu beschreiben, das auf der einen Seite asynthetisch erscheint und doch aus vielen Stufen, Bausteinen und Erneuerungen zusammengesetzt ist.

Eine produktive Korrektur nimmt Deleuze in diesem Kontext vor, wenn er das Virtuelle nicht mehr dem Realen gegenüberstellen will: »Das Virtuelle steht nicht dem Realen, sondern bloß dem Aktuellen gegenüber. Das Virtuelle besitzt volle Realität, als Virtuelles« (Deleuze 1992: 264). Wenn man nun *den Kanon* als virtuelles Phänomen zu verstehen sucht, stellt sich die Frage, was die Position des Aktuellen einnimmt und wie Deleuze die scheinbare Opposition des »gegenüber« verstanden wissen will: »Sich aktualisieren bedeutet für ein Potential oder ein Virtuelles stets die Schaffung divergenter Linien, die ohne Ähnlichkeit der virtuellen Mannigfaltigkeit entsprechen. Das Virtuelle besitzt die Realität einer zu erfüllenden Aufgabe, nämlich eines zu lösenden Problems« (ebd.). Wie bereits oben erwähnt, besteht das zu lösende Problem des Kanons darin, eine Auswahl an Texten oder Wissensbeständen zu treffen, die zumindest einen definierten Bereich (Literatur, klassische Musik, Erziehungswissenschaft[en]) hinreichend zu beschreiben vermag. Wenn wir aber dem Befund weiter folgen, dass diese Auswahl einem ständigen Wandel unterliegt, ließe sich jeder Versuch, einen Kanon auf- bzw. festzuschreiben, jede Liste, die angefertigt und als abgeschlossen betrachtet werden will, als Aktualisierung des virtuellen Kanons verstehen. Der Kanon ist damit als virtuelles Phänomen eine reale Instanz, die ihm zugeordneten Aktualisierungen orientieren sich an dessen Struktur und haben den Kanon als gemeinsamen Fluchtpunkt, sind aber in ihren Ausprägungen, Absichten und Inhalten verschieden.

4. Pluralität und Nukleus

Kehren wir zurück zu unserem Ausgangspunkt und den Listen aus der eingangs zitierten Hodegetik, ließe sich nun fragen, wie sich neben den ständigen Aktualisierungen des Kanons die damit verbundenen Praktiken gewandelt haben und in welchen institutionellen Arrangements, diskursiven Strukturen und Kommunikationsräumen neben der immer

noch ubiquitären Liste, der Kanon im Bildungs- und Universitätsbetrieb ausgehandelt wird. Für den Kulturbetrieb hat Johannes Franzen kürzlich die prägnante Formel entworfen: »Kanon ist Sichtbarkeit plus Macht« (Franzen 2024: 208). Dass Vorstellungen von kanonisierten Texten und Wissensbeständen gerade an Universitäten nach wie vor wirkmächtig sein können, stellen Johanna Brauns und Katharina Vogel fest: »[W]ürden Sie Rousseau nicht kennen, wüssten Sie überdurchschnittlich häufig nicht, um wen beziehungsweise worum es gerade geht« (Brauns/Vogel 2024: 268), nur um im Folgenden keine Instanz zu finden, die zuverlässig darüber Auskunft gibt, was oder wen man wissen oder kennen muss. Es drängt sich der Verdacht auf, dass die Erfahrung, etwas wiederholt nicht zu kennen – sei es im Zuge eines Konferenzbesuchs, im Seminar, den dazugehörigen Moodle-Kursen oder der Lektüre wissenschaftlicher Beiträge –, einen Hinweis darauf gibt, welcher Text und welches Wissen als kanonisch gilt oder nicht und damit ex negativo die Sichtbarkeit jener Texte und Wissensbestände herstellt, die als bekannt vorausgesetzt werden.

Der Kanon selbst lässt sich als virtuelles Phänomen beschreiben, wobei wir es weniger mit einem statischen Zustand als mit einem ständigen Oszillieren zwischen Virtualisierung und Aktualisierung zu tun haben: Jeder Versuch der Festschreibung (Aktualisierung) unterliegt unmittelbar wieder einer Transformation und Infragestellung (Virtualisierung), während gleichzeitig jede Kritik oder Revision wieder neue Festlegungen hervorbringt. Diese dynamische Wechselbeziehung, die vorwiegend in informellen Verhandlungen stattfindet, konstituiert den Kanon als virtuelles Phänomen, das in seinen Aktualisierungen erkennbar wird, ohne je mit ihnen identisch zu sein. Die Suche nach dem *einen* Kanon ließe sich damit zumindest zum Teil aufgeben, die Struktur der dahinterstehenden Vorstellung aber in den jeweiligen Aktualisierungen und deren strukturellen Ähnlichkeiten aufspüren und begreiflich machen.² Mit Blick auf die Frage nach kanonischen Klassikern, wie sie etwa in der Erziehungswissenschaft in Bezug auf »die Identität der Disziplin« (Wigger 1997: 792) gestellt wurde, ließe sich darüber hinaus vermuten, dass aktuelle Kanonisierungspraktiken zwar zu einer Ausdifferenzierung und Diversifizierung der kanonisierten Bestände führen, damit aber einen kaum mehr hinterfragten Kern herausbilden. Oder anders ausgedrückt: Vielleicht führt die zunehmende Vielfalt aktueller Kanonbildungen dazu, dass diese um einen Nukleus kreisen, der sich nicht mehr rechtfertigen muss, weil er die Grundlage für alle anderen Kanons bildet, also »keine unbedingten Sicherheiten« bietet, wie Alfred Tremel es für die Klassiker formuliert hat: »[I]m Gegenteil: [...] an ihnen [wird; ML] Veränderung, Unsicherheit« (Tremel 1997: 89) erprobt. Damit kämen diese Kanonisierungspraktiken mit ihrem dynamischen Nukleus, der als Bezugspunkt für Variationen dient, aber selbst nie vollständig greifbar wird, der Idee eines virtuellen Kanons noch am nächsten.

Um darüber hinaus den Kanon als Machtinstrument zu reflektieren, müsste eine (Virtuelle) Universität einen produktiven Kanon entwickeln, der seine eigene Virtualität anerkennt und transparent macht: Als dynamisches Feld, in dem die divergierenden

2 Anne Hild (Hild 2018: 213) und darauf aufbauend Katharina Vogel (Vogel 2024: 13f.) bestätigen nach der Sichtung von Sammlungen erziehungswissenschaftlicher *Klassiker* zwischen 1994–2012 die Beobachtung, dass sich selbst hier nur wenige nennenswerte Tendenzen überschneidender Gemeinsamkeiten erkennen lassen.

Aktualisierungen selbst zum Gegenstand kritischer Auseinandersetzung werden und so nicht nur etablierte Wissenshierarchien reproduzieren, sondern kontinuierlich neue Wissensformationen und kritische Perspektiven hervorbringen.

Literatur

- Brauns, Johanna/Vogel, Katharina (2024): »Kanon«, in: Milena Feldmann et al. (Hg.), Schlüsselbegriffe der Allgemeinen Erziehungswissenschaft. Pädagogisches Vokabular in Bewegung, Weinheim: Beltz Juventa, S. 262–269.
- Curtius, Ernst Robert (1948): Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter, Bern: Francke.
- Deleuze, Gilles (1992): Differenz und Wiederholung, München: Fink.
- Eibl, Karl (1998): »Textkörper und Textbedeutung. Über Aggregatzustände von Literatur, mit einigen Beispielen aus der Geschichte des Faust-Stoffes«, in: Renate von Heydebrand (Hg.), Kanon – Macht – Kultur. Theoretische, historische und soziale Aspekte ästhetischer Kanonbildungen, Stuttgart: J.B. Metzler, S. 60–77. https://doi.org/10.1007/978-3-476-05564-4_4.
- Engelhardt, Miriam (2008): Deleuze als Methode. Ein Seismograph für theoretische Innovationen durchgeführt an Beispielen des feministischen Diskurses, Paderborn: Fink.
- Fleck, Ludwig (1980): Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv, hg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Franzen, Johannes (2024): Wut und Wertung. Warum wir über Geschmack streiten, Frankfurt a.M.: S. Fischer.
- Hild, Anne (2018): »Helden und Denker« der Pädagogik im Spiegel ihrer Fachlexika von 1774 bis 1945, Göttingen: Universitätsverlag. <https://doi.org/10.17875/gup2018-1091>.
- Kiesewetter, Johann Gottfried (1811): Lehrbuch der Hodegetik oder kurze Anweisung zum Studiren, Berlin: Nauck.
- Peirce, Charles Sanders (1920): Art. »Virtual«, in: James Mark Baldwin (Hg.), Dictionary of Philosophy and Psychology, Bd. 2, New York: Macmillan, S. 763–764.
- Rippl, Gabriele/Winko, Simone (Hg.) (2013): Handbuch Kanon und Wertung. Theorien, Instanzen, Geschichte, Stuttgart: J.B. Metzler. <https://doi.org/10.1007/978-3-476-05306-0>.
- Treml, Alfred (1997): Klassiker. Die Evolution einflußreicher Semantik. Band 1: Theorie, Sankt Augustin: Academia.
- Vogel, Katharina (2024): Pädagogische Wissensräume 1750–1850. Empirische Studien zum Referenzraum wissenschaftlich-pädagogischer Lehrbücher, Vorlesungssammlungen und Einführungsschriften, Göttingen: Universitätsverlag. <https://doi.org/10.17875/gup2024-2533>.
- Wigger, Lothar (1997): »Was haben Pädagogik-Studenten gelesen?«, in: Zeitschrift für Pädagogik 43 (5), S. 791–801. <https://doi.org/10.25656/01:7007>.
- Willems, Gottfried (2001): »Der Weg ins Offene als Sackgasse. Zur jüngsten Kanon-Debatte und zur Lage der Literaturwissenschaft«, in: Gerhard R. Kaiser/Stefan Matu-

- schek (Hg.), *Begründungen und Funktionen des Kanons. Beiträge aus der Literatur- und Kunstwissenschaft, Philosophie und Theologie*, Heidelberg: Winter, S. 217–267.
- Winko, Sabine (2002): »Literatur-Kanon als invisible hand-Phänomen«, in: Heinz Ludwig Arnold (Hg.), *Literarische Kanonbildung*, München: edition text + kritik, S. 9–24.